

Auf Sonne, Mond und Mars

Neue Temperaturmessungen auf der Mount-Wilson-Sternwarte
Die Temperatur auf der Oberfläche von Gestirnen nicht der Astronom, indem er einen vor den Himmelskörpern kommenden Lichtstrahl auf ein sehr empfindliches Instrument fallen läßt, ein Thermoelement, in dem auch eine ganz geringfügige Erwärmung in einen schwachen elektrischen Strom verwandelt wird.

Die Temperatur in der Stratosphäre der Sonne wurde auf drei verschiedene Arten bestimmt und übereinstimmend mit etwa 5700, die der Sonnenflecken mit 4500 bis 4700 Grad Celsius angegeben. Die beobachteten Stellen lagen in der Mitte der Sonnenscheibe. In der Planeten Mars in der Nähe der Sonne, und fallen ihre Strahlen senkrecht auf seine Oberfläche, dann wird diese auf 18 Grad erwärmt. Dies ist auch die Temperatur an seinen Polen am Ende des kalten Sommers.

Der Mond scheint ein ganz kaltes Licht auszustrahlen, doch wirkt es auf den Meßapparat hunderttausendmal so stark wie das Licht der hellsten Sterne, so daß man auch mit viel weniger empfindlichen Instrumenten auskommt. Mit diesen kann man Punkt für Punkt die Temperatur der Mondoberfläche bestimmen. Fallen die Sonnenstrahlen senkrecht auf die Oberfläche des Mondes, dann steigt dort die Temperatur auf über 100 Grad, fallen sie schräg auf, dann bleibt die getroffene Stelle viel kühler. Sie erwärmt sich bei einem Neigungswinkel von 60 Grad nur auf 88, bei einem Winkel von 10 Grad auf minus 30 Grad Celsius. Infolge des Mangels einer schützenden Atmosphäre kühlen sich die von der Sonne nicht beschienenen Stellen schon in einer Stunde auf minus 150 Grad ab, gewinnen aber bei Bestrahlung ebenso rasch die hohe Temperatur wieder. Die Wärme der Oberfläche wird nun sehr langsam ins Innere weitergeleitet. Das Material verhält sich wie ganz lockere Lava oder Blimstein. Wenige Zentimeter unter der Oberfläche ist die Temperatur nahe Null Grad. Die der Sonne abgewandte Seite hat wohl eine Temperatur von weit unter minus 150 Grad; die Oberfläche macht also im Laufe eines Monats Temperaturschwankungen von etwa 250 Grad durch, so daß das Gestein spröde wird und zerfällt.

Kleine Chronik

Die neue Stadtplanung für Moskau. Auf der in Moskau jetzt eröffneten Städtebauausstellung verdient der von dem ehemaligen Stadtbaurat in Frankfurt a. M. angefertigte Stadtplan besonderes Interesse. Man sieht darin die Dezentralisierung der Wohnviertel durch, die in einem breiten Gürtel blockweise um die innere Stadt angelegt werden sollen. In diese Blöcke verlegt der Plan auch Theater und Kinos und verbindet die einzelnen Blöcke durch Parkläche und Sportanlagen. Der Rote Platz mit dem Lenin-Mausoleum und der Kreml bildet das Zentrum. In weiterem Abstand, wiederum durch einen Gürtel vom Zentrum getrennt, liegt die Verwaltungskategorie mit den Volkstrazpargebäuden der Ministerien und der wirtschaftlichen Zentralgesellschaften. Auf der Ausstellung sind auch eine Reihe Arbeiten anderer deutscher Architekten zu sehen, so Stadtplanungsprojekte für Leningrad und Charkow.

„Ueber alles die Liebe“. Schöns neue Zeichnungen von George Grosz, des immerzu von Staatsanwalt und Spießer benutzten zeichnerischen Gewissens unsrer Zeit, sind in einem schönen Bande im Bruno-Cassirer-Verlage, Berlin, erschienen. Grosz selbst hat ein prägnantes Vorwort dazu geschrieben, das freilich mit einem etwas resignierten Gruß an „die fröhliche nichtswürdige Unabänderlichkeit des Lebens“ ausklingt. Innerhalb der nun schon recht stattlichen Zahl veröffentlichter Zeichnungsbände, die von Grosz in den letzten Jahren erschienen sind, nimmt die neue Zeichnung einen besonderen Platz ein, weil hier vor allem Zeichnungen abgebildet worden sind, die beweisen, daß Grosz durchaus nicht im einmal festgelegten Großstile zu verbleiben gedenkt, daß er vielmehr seine Ausdrucksmittel variiert, die Formen wandelt und zu immer größerer Freiheit in der Realisation vordringt. In vielen Blättern ist die Lust am Detail unterdrückt, die Wirklichkeit wird großzügiger und phantasievoller interpretiert, die graphischen Zeichen vermitteln neben dem Gegenständlichen zugleich die Atmosphäre. In der Anordnung gibt er heute meist mehr, als früher in der oft allzu peinlich genauen Aufzählung. Die Zeichnungen haben über ihren Inhalt hinaus Reiz und Aktualität, bei jedem erneuten Betrachten vermitteln sie neue Eindrücke. „Rein thematisch ist Grosz der „Spickerbiologie“ geblieben, wie ihn Walter Mehring einmal genannt hat, nur ist seine Grimassiererei ein bisschen milder geworden, der Haß von ehemals hat sich oft in lediglich mokierender Betrachtung verwandelt, die Eindeutigkeit hat ihren Platz der Zwei- und Vieldeutigkeit überlassen. Dabei hat Grosz an Eindringlichkeit und Wirkung nicht eingebüßt, sein Spott und Witz treffen vielleicht noch besser als die monotonen, oft humorlosen Aktionen früherer Zeit. Sicherlich erobert sich Grosz mit seinen neuen Arbeiten ein viel breiteres Aktionsfeld, weil er jetzt überlegener und nicht mehr einseitig seine Mitmenschen aus Korn nimmt. Den Wiederkehrern des Zeichenstiftes, die fälschlicherweise Grosz gerne für sich reklamierten, wird angesichts der neuen Zeichnungen etwas schwammig zumute werden, wenn sie feststellen müssen, wie frei Grosz jetzt seine Hieroglyphen hinstreut, wie er mit beinahe impressionistischen Mitteln andeutend Bewegungen und Erscheinungen gibt. Faktum will es scheinen, als hätte der Sak des alten weißen Marz Liebermann: „Zeichnen ist die Kunst des Weglassens“ auch für George Grosz keine Bedeutung. M. S.

Julius Mengel hat am 23. April vor 50 Jahren seine Unterrichtstätigkeit am Leipziger Landeskonseratorium begonnen, als ein 23jähriger, der schon damals als einer der ersten Meister des Instruments galt. Mengel, der wohl der populärste Musiker Leipzigs ist, der noch vor kurzem als Mitwirkender in einem Arbeiterchor-Konzert gefeiert wurde — wie so oft während mehr als zwanzig Jahren — und der noch heute in musikalischer Frische seine Schüler am Klavier begleitet in den Vortragsabenden des Instituts; hat seine 50jährige Lehrtätigkeit ebenso erfolgreich ausgeübt wie das Konzertieren. Unter seinen Schülern findet man eine Reihe der berühmtesten Violoncellisten Europas.

Sonderbare Nahrungsmittel. In den Lebensmittelläden im Chinesenviertel San Franciscos sieht man mitunter seltsame Leckerbissen, die keinen europäischen Gaumen reizen könnten. So sah ich einmal in einem Fischgeschäft eine der scheußlichen Kraden, deren Saugarme und Glosaugen so unheimlich anmuten, schön „appetitlich“ hergerichtet und mit acht Zentis für das Pfund ausgezeichnet. In der „Frankfurter Zeitung“ wird erzählt, daß diese grauenhaften Tiere von den ärmeren Chinesen mit Genuss verzehrt werden. Sie werden nicht besonders gefangen, sondern mit anderen Fischsorten zusammen in den Schleppnetzen zutage gefördert und auf dem offenen Markt oder in Läden, das Pfund zu 5 bis 10 Cents, verkauft. Man brät die Tiere, oder siedet sie oder macht auch ein Ragout daraus. Es soll nicht übel schmecken. Ein anderes, der See entnommenes Nahrungsmittel ist der Seetang, der bei den Indianern von Britisch-Kolumbia eine hervorragende Stelle einnimmt. In früheren Jahrhunderten galt der Seetang unter den Indianern als „Gold“ und Austauschmittel der Stämme untereinander, heute spielt er nur noch als Nahrungsmittel in jener Gegend eine Rolle. Getrocknet und gepreßt hält er sich längere Zeit frisch. Er ist reich an Jod und ähnelt darin der Fischgrünung. Eine Art Seetang wird übrigens auch von der weißen Bevölkerung Kanadas gegessen, und zwar der getrocknete „Dulse“, von dem im Jahre 1930 etwa 100 000 Pfund im Verkaufswert von über zehn-tausend Dollar auf den Markt kamen. An der atlantischen Küste dagegen wird Seetang in Verbindung mit Fischabfällen nur als Viehfutter benutzt.

Bruno Vogel: Murkel und die Matratzen

Herr Murkel lebte, und zwar nicht schlecht, von seinem Komplex. Das ist nicht psychoanalytisch aufzufassen: als „seinen Komplex“ bezeichnete er eine aus Vorderhaus und drei Hintergebäuden bestehende Mietkaserne, die er samt der leider zugehörigen Adelsheid Jobelsohn in Vorkriegszeiten heiratlich erworben hatte. Die einem Hauswirt gebührende Herrenmoral, sowie eine umfangreiche schwarzweiße Plagge sich anzueignen, bereitete ihm keine Schwierigkeiten, seine Weltanschauung formulierte er knapp: „Wer nicht pünktlich zahlt, der fliegt! In meinem Komplex herrscht Ordnung!“ Die rücksichtslose Befolgung dieses kategorischen Imperativs erwarb ihm nicht die Sympathien seiner Mieter, zumal erwähnte Ordnung vor allem in einer schon krankhaften Abneigung Herrn Murkels lag, äußerer Reparaturen auf seine Kosten vorzunehmen zu lassen; was aber den Jahu der Zeit nicht abhielt, Herrn Murkels Komplex zu benagen, so befand sich dieser schon sehr lange in einem Zustand, daß man seinen Besitzer in jener Gegend allgemein durch den Titel „Mistkutenmonarch“ auszeichnete. Auch daß Herr Murkel stets eifrig bemüht war, auf erottischem Gebiete Mein und Dein nur mangelhaft zu unterscheiden, machte ihn nicht beliebter.

Man muß schon zugeben, daß dieser Mietkaserneinmüllhof den Krieg gegen seine Mieter mit ausnahmsweiser Zähigkeit zu führen verstand.

Eines Tages funktioniert in allen vier Häusern keine einzige elektrische Klingel mehr. Herr Murkel meint, eine Reparatur komme gar nicht in Frage, denn erstens würde sie seinen finanziellen Ruin bedeuten, zweitens sei Klopfen seliger denn Klingeln und drittens hätte es zu seiner Zeit überhaupt keine elektrischen Klingeln gegeben und die Leute wären deshalb auch nicht gestorben. Die Standpunkte prallen erbost aufeinander. Herr Murkel bedauert, von seiner Ansicht nicht abgehen zu können, und wenn es nicht passe, der könne ja ziehen; solches erbärmliche Proletenzug, wie er jetzt darin habe, bekäme er allemal wieder in seine Räume.

Als Murkel eifrige Tage später seinen Vormittagsinspektions-spaziergang durch sein Hofeigentum unternimmt, erledigt er auf dem zweiten Hof seinabineinem Schlaganfall: An den Müllkästen lehnen, milde und matt, zwei höchstbelegte Matratzen!

Am zu verstehen, wie tief dieser Sachverhalt Herrn Murkel zu fränken geeignet war, muß man wissen, daß die Müllabfuhr die Angewohnheit hat, eine runde Reichsmark „pro abtransportierte Matratze oder dergleichen Gegenstände größeren Ausmaßes“ von dem p. p. Hauswirt zu kassieren. Herr Murkel beginnt, sehr viele und sehr unkomme Worte auszusprechen — indes aus vielen Fenstern freundlich ihm zugelächelt wird — er schwört bei den sonderbarsten Heiligen, daß er schon herauskriegen werde, wer der Schuft gewesen ist, von schrecklichen Drohungen hallt der Hinterhof wider viele Minuten lang.

Die Sonne des nächsten Vormittags bescheint, so gegen 9 Uhr, auf Murkels zweitem Hof drei weitere, auch nicht mehr sehr repräsentative Matratzen, auf dem dritten Hof dagegen: zwei Kinderwagen (kaum noch besonders wertvoll, aber zweifelsfrei größeren Ausmaßes), ein laihes Kanapee mit schweren Verwundungen, denen Segras und Koffhaas von mindestens vier Kanapees ent-quollen ist, eine nicht mehr zweckentsprechende Badewanne und den Hausbesitzer, der draußig die ihm auftauchenden Vermutungen äußert. Mehrere Mieter lächeln wieder wohlwollend auf ihn herab.

Murkel läuft auf die Polizei: unbedingt müßten Fingerabdrücke genommen und nachts ein größeres Schupoaufgebot auf seinem Hofe stationiert werden! Da man seinen Wünschen nicht gerade mit Uebereifer entgegenkommt, läßt Murkel sich zu unvorsichtigen Resensarion-hinreisen, und es endet damit, daß man ihn ziemlich kühl entläßt, mit dem nachdrücklichen Hinweis, daß er als Eigentümer des Grundstückes für eine den polizeilichen Vorschriften entsprechende Müllabfuhr zu sorgen habe, widrigenfalls...

Am Nachmittag händigte der Müllkutscher Herrn Murkel eine Quittung über neun Mat. aus. Der Vorgang war im ganzen Vordergebäude deutlich hörbar. Der nächste Tag bescheint dem Herrn des Hauses zwei Matratzen, 12 bis 14 Meter hoch- und reiches Ofenrohr, einen Kinderwagen mit dreieinhalb Rädern und eifliche Risten. An der einen Matratze war mit Sicherheitsnadeln ein Wandhaken befestigt, der in verblühener Stiderei den schlichten Spruch trug: „Befrage nicht den Morgen, der Müß und Arbeit gibt, es ist so schön zu sorgen, für Menschen, die man liebt.“ Herr Murkel entschloß sich zur Selbsthilfe. Die Herren auf der Schließ- und Wachgesellschaft waren sehr freundlich und in jeder Hinsicht Murkels Ansicht, jedoch der Preis, den sie schließlich für die ausschließliche Bewachung seines Komplexes forderten, versetzte ihn in Empörung, und er ging grüßlos.

Zwei Wochen lang, Tag für Tag, auf keinem Grundstück fünf, sechs, auch acht Kleinigkeiten größeren Ausmaßes vorzufinden — oh, das macht nervös. Und der ewige Kerger legt sich auf den Magen. Zu nichts hat man dann mehr Lust, nicht einmal — na ja, nicht mal mehr dazu. Daß seine Frau in aller Öffentlichkeit von ihm verlangte, er solle sich eigenhändig nachts auf den Hof stellen, um aufzupassen, daß sie ihn vor seinen Mietern Feigling nannte, das nahm ihn bei der geborenen Jobelsohn nicht wunder. Aber daß seine Statkameraden es fertigbrachten, sich bei jeder Gelegenheit zu erkundigen, wie sein Matrazengeschäft ginge — die Menschen sind so schlecht! Dann noch jeden Morgen die unverfälschten anonymen Briefe, mit Schreibmaschine geschrieben: „Schlechte Träume von morschen Matratzen schädigen Ihre Gesundheit! Befreien Sie sich von solchen Ihr Leben verkürzenden Träumen durch Reparatur der Klingeln und Klosetts...“ Manche waren noch viel frecher im Ton gehalten.

Wes das und manches andere machte Murkel müde, und er erzwang bereits, ob er nicht doch besser den „Kampf bis zum Weißbluten“, den er proklamiert hatte, aufgeben sollte, da landte der Himmel ihm Hilfe: Sjamokulischkeit begegnete ihm auf der Straße. Sjamokulischkeit war auch im Stahlhelm, erwerbslos und ein Hübe von Gestalt und Worten. „Sie kommen wie gerufen!“ lebte Murkel wieder auf: „Paar Mat. verdienen, Sjamokulischkeit?“ — „Selbstverständlich, Herr Kamerad!“ Sie gingen ein Glas Bier trinken, und Herr Murkel berichtete detailliert über die heimliche Wanderung der Unwertgegenstände von den Schuttalabedepäten der Umgegend auf seinen Komplex, teilte sämtliche von ihm gehegten Vermutungen über dieses Phänomen mit und entwickelte einen ihm genial dünkenden Kampfplan. „... Also, ich gebe dir jede Nacht, die du Posten setzt, zehn Zigaretten, und wenn du die Schufte erwischst hast, kriegst du acht Mat. Acht Mat ist heutjutage viel Geld, Sjamokulischkeit!“ — „Is gemacht! Morgen früh können Sie die Kerle auf Ihrem Hofe beschäftigen!“

Passanten, die in der folgenden Nacht kurz nach zwei Uhr an Herrn Murkels Haus vorbeikamen, konnten beobachten, wie eifliche Leute einem ausnahmsweise kräftigen Herrn die Haustür aufschlossen, eindringlich die Nachteile erlittener Körperverletzungen schilderten und sich dann verabschiedeten. Indes der kräftige Herr schon und schnell von dannen ging.

Als am anderen Morgen Herr Murkel frühlich pfeifend seine Hübe betrat; fand er keinen Sjamokulischkeit. Aber umfangreichere Bruchstücke einer Drohke, eine Matratze, auf die mit roter Farbe gepinselt war „Zur Erinnerung“, mehrere leicht geborene Metallständer und einen Posterküß mit zwei Armliehnen, drei Beissen und vielen Franken und Troddeln.

Und es geschah um die zwölfte Stunde desselben Tages, daß Handwerker den Komplex des Herrn Murkel betreten und begannen, die Klingel- und Klosettanlagen auf Kosten des Hauswirtes zu reparieren. Bruno Vogel.

Muß der Ochse? / Bassermann im Schauspielhaus

Wir hatten erst dieser Tage bei Elisabeth Bergners Gastspiel Gelegenheit, zu beobachten, wie der Engländer Maugham in seiner nicht allzu feigbüdigen, mehr als Abendunterhaltung gerichteten Komödie „Der Kreis“ für den Ehebruch Propaganda machte. In dem von Albert Bassermann für Gastspielzwecke gewählten „Broterdiener“ geht Maugham noch etwas weiter. Hier geht es nicht nur um Bruch, sondern weit mehr um grundsätzliche Sabotage der bürgerlichen Ehe. Wohl gemerkt, auch hier alles heiter an der Oberfläche hingepinselt, zur Unterhaltung eben jener Großbourgeoisie, deren verkorrte Ehen auf den Brettern gezeigt werden. Sie wird also wohl nichts daraus lernen, aber wir anderen wenigstens können auch an solchem Amüsierstück erkennen, was los ist.

Dieses hier hat man in Deutschland zunächst etwas kramphast witzig „Muß die Kuh Milch geben“ genannt. Da es sich um einen Streik des als Bankler an der Börse Geld verdienenden Ehemanns einer englischen Luxusfamilie mit Luxusweibchen, Luxussohn und Luxusdöchterlein handelt, würde ich, wenn schon denn schon, die Sache lieber „Muß der Ochse Milch geben“ genannt haben. Denn erstens: es ist von einem Mannchen im Stück die Rede und zweitens: dieser Ochse behauptet ja gerade, daß er es nicht muß, hört also gewissermaßen auf, in dieser Beziehung ein Ochse zu sein. Eine Kuh indessen würde doch offenbar müssen: im Menscheninteresse, sonst wird sie geschlachtet, im Räderinteresse, sonst läßt ihre Art aus, und im eigenen Interesse, denn sonst fühlt sie sich unwohl.

Unser Ochse dagegen fühlt sich äußerst wohl, als er eines Tages sein Geldverdienerleben satt bekommt und endgültig aufhören will, jene Milch zu geben, die aus Vorkriegsgeschäften fließt. Er hat nämlich eine richtige bürgerliche Kuh gezeigert, so ein fünfziges Viebschen, das bestimmt in seiner Weiße Milch gab, wahrscheinlich nicht mal ihren Kindern, und das ihren Partner neunzehn Jahre lang schauderhaft gelangweilt hat, oder doch zweifellos die letzten achtzehn davon. Eine weitere solche Ehe kriegen wir noch vorgestellt, in der aber der Mann auch ein echtes Kindvieh ist und es deshalb bleibt.

Nur der eine Broterdiener im Stück hat das erkannt, worauf es ankommt: den Klassenunterschied nämlich zwischen einem alberten Luxusweib und einem eifrigen Geschäftsmann, der die Ausbeutung der Unterschicht wenigstens durch eigene Arbeit besorgt und sich, da er kein Lord und kein Erbe ist, immerhin ein bißchen dafür abheben muß. Wenn nun ein solcher Broterdiener kein Geldverdiener aus Leidenschaft ist und von seinem kapitalistischen Nachfimmel besessen, dann lohnt ihn sein Geldverdiener auf die Dauer an, dann merkt er vielleicht noch nicht, daß seine Ausbeuterarbeit im tiefsten Sinne unmoralisch, aber doch jedenfalls, daß sie in jedem Sinne unfruchtbar ist. Und dann bricht er eben aus der Weide, nimmt ein bißchen Geld mit, geht ins Ausland; seiner Familie läßt er auch ein bißchen da, das er seinen Gläubigern auf gefühlige Weise eben noch vorenthalten kann. Die sogenannte Ehre des Geschäftsmannes, der die Ausbeutung nur nach einem gewissen festgelegten Ritus zu betreiben hat, interessiert ihn nämlich nicht mehr.

Es vollzieht sich also Klipp und Klax hier der Tod der bürgerlichen Ehe von wegen allzu großer Langweiligkeit. Mit Weibern, die nichts zu tun haben, kann ein ernsthafter Mann nicht leben. Ebenwenig wie der Prolet ein Eheleben führen kann mit einer Frau, die als Hausfrau und Fabrikarbeiterin ein doppeltes und

dreifaches Proletentum zu tragen hat, — um auch bei dieser Gelegenheit einmal die Rechte der großbürgerlichen Ehe, wie Alfred Döblin es kürzlich getan hat, neben sie zu stellen.

Daß der Broterdiener in Maughams Stück eines Tages nach 10 Jahren plötzlich lebend wird, ist natürlich die Schwäche des Dramas, aber es ist der Inhalt einer Rolle für Albert Bassermann, der hier wieder einen seiner Lieberlegen spielt, einer von denen, die eine große Lieberlegung in der Tasche haben, einen von denen, die „Keinen Tisch“ machen wollen, den Feldern einer Komödie der Worte, einen Liebhaber mit der Leiche eines ermordeten „Herrn Lambertier“ im Hintergrunde, oder wie die schönen Bassermannrollen alle heißen, in denen wir schon ähnliches oder vergleichbares von ihm gesehen haben. Hier hat er freilich keine Leiche, sondern nur eine freiwillige Witte im Hintergrunde, und es wird auch nicht die späte Rache eines betrogenen Gatten kalt gewossen. Bassermann tut weiter nichts, als daß er seiner gesamten Luxusfamilie einigermaßen schonungslos mitteilt, daß sie ihn entsetzlich langweilt und daß er sie deshalb in tiefer Not, will sagen mit einem gutbürgerlichen Eintommen, sitzen lassen wird.

Auch hierfür hätte Bassermann nicht unbedingt sich selber aufbieten müssen, und er kann uns in dieser Rolle nichts bieten, was er nicht schon oft geboten hätte. Was nicht es, festzustellen, daß er eine solche lauwarme Sache schließlich vollkommen macht. Da er zu geschmackvoll ist, sie zu überhören, geht mehr als die Hälfte seiner Kraft, zum Schornstein hinaus. Die ganze nächste Woche gibts lauter „Broterdiener“ und „Sex appeal“. Wir hatten uns von einem wochenlangen Bassermann-Gastspiel allerdings weit mehr versprochen als diese Sorte einer auch ohne Bassermann heiter dahinplätschernden Abendunterhaltung. Das Publikum lachte sehr über Eise Bassermanns kostete alte Jiege, aber eine sentimentale Kuh der Garten, über die durcheinanderhospenden Luxusstüber. Der abgründige Humor, der sich unter diesem Klassenkampf gegen die eigene Luxusfamilie verbirgt, ist vielleicht dem einen oder anderen der eifrigen Broterdiener im Parkett ein bißchen an die Nieren gegangen, aber sie haben sich um des lieben Friedens willen natürlich nichts merken lassen dürfen. hgr. i

Preisgekrönte Leipziger Komponisten. Das Verlagshaus Hansen, Kopenhagen, erteilt ein Preisauschreiben für Haus- und Schulmusik. Nicht weniger als 800 Komponisten beteiligten sich an diesem Wettbewerb, aber nur acht Einsender erzielten einen Preis. Unter den Preisgekrönten befinden sich auch drei Lehrer des Konseratoriums zu Leipzig: Dr. Siegfried Karg-Elert, Otto Wittenbecher und Siegfried Walter Müller.

Für gleiches Geld bessere Ware Radioaktive Zahnpaste Doramad das ist das Beste für Zähne und Zahnfleisch Fragen Sie den Zahnarzt!